

auch im Detail neue Ergebnisse, etwa wenn Mesenhöller in akribischer Kleinarbeit nachweist, dass das Projekt kurländischer Bauern zur Aufhebung der Leibeigenschaft von 1810/11 nicht nur fehlerhaft datiert ist, sondern offenbar auch von interessierter Seite lanciert worden sein dürfte, da die unterzeichnenden Strohleute kaum des Lesens und Schreibens kundig gewesen sein dürften. Sein Rückgriff auf den fast schon verpönten Begriff der Modernisierung wird hingegen kaum unwidersprochen bleiben. Auch dass Mesenhöller das wesentliche Merkmal imperialer Herrschaft in einer gegenüber homogenisierenden Nationalstaaten »offeneren Zusammengehörigkeitsbehauptung« sieht, mag für die vorliegende Untersuchung eine durchaus brauchbare Definition sein, die vielschichtigen Aspekte imperialer Staatsbildung, wie sie in der New Imperial History diskutiert werden, kann sie hingegen kaum trennscharf erfassen. Die zentrale Herausforderung liegt jedoch nicht in der Debatte über Begriffe und Methoden, sondern darin, die Befunde vergleichend in größere Entwicklungslinien ostmitteleuropäischer Adelsgesellschaften im langen 19. Jahrhundert einzuordnen. Nicht zuletzt hierfür gibt diese Studie wichtige Impulse, die weit über den kurländischen Fall hinausreichen.

JOACHIM VON PUTTKAMER (JENA)

■ Kindheit und Kinderarbeit während der Industriellen Revolution

Jane Humphries, Childhood and Child Labour in the British Industrial Revolution, Cambridge (Cambridge University Press) 2010, 439 S., 99,00 €

Im Jahr 1833 machten junge Kinder in der überwiegenden Zahl der Textilmanufakturen in England bis zu zwei Drittel der Belegschaft aus. Für 1842 wurde ermittelt, dass ein Viertel aller Minenarbeiter unter 13 Jahre alt war. Diese von zeitgenössischen

Behörden erhobenen, alarmierenden Zahlen sind seit langem bekannt, spielten bisher für die britische Historiografie der Industrialisierung aber offenbar vor allem eine ideologisch überformte Rolle. So stehen sich seit Jahrzehnten zwei Forschungsmeinungen relativ unversöhnlich gegenüber. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die die Bedeutung der Kinderarbeit für den »Erfolg« der Industrialisierung herunterrechnen auf eine zu vernachlässigende Größe. Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die die Bedeutung der Kinderarbeit für den Siegeszug der Industrialisierung als sehr hoch einschätzen.

In diesem breiten Feld wird um historische Fakten ebenso wie um deren Interpretation gerungen. Dabei kristallisieren sich drei Problemfelder heraus. Zunächst wird die Frage gestellt, ob die Kinderarbeit im Zuge der Industrialisierung etwas qualitativ Neues darstellte oder die Fortsetzung der frühneuzeitlichen Praxis bedeutete, Kinder früh in die den Haushalt konstituierenden Arbeitsformen einzubinden (Vieh hüten, ernten, Pflanzen und Feuerholz sammeln etc.). Zweitens wird darüber diskutiert, ob und inwiefern die Kinder bei Eintritt in industrielle Arbeitsbeziehungen immer jünger wurden. Die kritische Grenze zwischen jung und sehr jung liegt hier offenbar beim zehnten Lebensjahr. Schließlich gibt es eine Kontroverse um die Frage, was Kinderarbeit für die Kinder selbst bedeutete, wie die Tatsache, dass Kinder in großem Stil zum Einkommen des Haushalts beitrugen, ihre soziale Position stärkte und welche Fragen dies wiederum für die Bewertung von Kinderarbeit im Zuge der Industrialisierung aufwirft.

Diese hier nur knapp skizzierten Forschungsfragen werden, wie Humphries betont, seit Jahren mit denselben Zahlen diskutiert, an deren Erhebung die Autorin selbst federführend beteiligt war. Im Zuge dieser früheren Recherchen hat die Autorin eine Quellengattung entdeckt, die bislang für die Forschungen zur Bedeutung von

Kindern und Kinderarbeit in der Industrialisierung weitgehend unberücksichtigt geblieben war: Autobiografien von Männern, die bereits als Kinder in industrielle Arbeitsverhältnisse eingebunden waren. Knapp 600 Autobiografien, deren Autoren zwischen 1627 und 1878 geboren sind, hat die Autorin gesammelt bzw. inhaltlich erschlossen, und konnte sich dabei auf eine bereits 1989 erschienene Bibliografie *The Autobiography of the Working Class* (David Vincent) stützen, die für den Zeitraum von 1700 bis 1878 über eintausend Angaben zu publizierten und unpublizierten Texten enthält. Die von Humphries schließlich ausgewählten Autobiografien unterscheiden sich erwartungsgemäß stark in ihrer Länge und inhaltlichen Dichte, in ihrem Adressatenkreis und ihren Schreibabsichten. Dieser Umstand stellt eine methodische Herausforderung dar. Humphries sieht diese Herausforderung in zwei Hinsichten: Zum einen stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Glaubwürdigkeit und Genauigkeit, zum anderen gelte es, den repräsentativen Aussagewert der Autobiografien zu bestimmen. Dabei grenzt sie sich von den wenigen Vorläuferstudien (David Vincent, 1981) dezidiert ab, wenn sie darauf besteht, die Lebenserinnerungen auch als Tatsachenberichte zu bewerten, denen Fakten über die Lebensumstände und familiären Rahmenbedingungen der Autoren als Kinder zu entnehmen sind. Somit legt Humphries ihre Untersuchung sowohl als quantitative Studie als auch als qualitative Analyse an. Damit sollen die Geschichte der Industrialisierung und die Geschichte der Kindheit verknüpft werden.

Das Buch ist unterteilt in sieben systematisch angelegte Kapitel, in denen zunächst die Familienstrukturen, die Ökonomien der Haushalte, die Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen aus den Biografien erschlossen und an bestehende sozioökonomische sowie ökonometrische Modelle rückgekoppelt werden. Dabei gelingt es Humphries, die sozialen Bedingungen von

Kindheit während der Industrialisierung nachzuzeichnen, mit einem besonderen Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert. So wird es möglich, die sozialen Auswirkungen der frühen Industrialisierung zu skizzieren, etwa die Entwicklung weg vom Haushalt hin zum männlichen Verdienner außerhalb der Haushaltsökonomie. Deren hervorragende Konsequenz in Bezug auf Kindheitserleben sei in der häufigen Abwesenheit wichtiger Familienmitglieder zu sehen. Das soziale Netzwerk und das Arbeitsnetzwerk fielen zunehmend auseinander und erhöhten die Bedeutung der weiteren Verwandtschaft für die Sorge um die jungen Kinder. Im Anschluss geht die Autorin ausführlich auf die Frage nach dem Eintrittsalter von Kindern in industrialisierte Arbeitsprozesse ein und räumt mit der Illusion auf, dass es so schlimm, wie sich vermuten ließe, vielleicht doch nicht war. Im Gegenteil: Die Kinderarbeit, insbesondere die kleiner Kinder unter zehn Jahren, nahm in bestimmten Produktionszweigen (etwa Minen, Tuchfabriken, Ledermanufakturen) einen ganz erheblichen Prozentsatz ein. Vor allem aber kann Humphries zeigen, dass den Kindern der Unterschied zwischen dieser Arbeit und der Einbindung in häusliche Produktionsprozesse sehr bewusst war. Die frühe Arbeit machte es diesen Kindern unter anderem unmöglich, eine Schule zu besuchen bzw. sich für anspruchsvollere Tätigkeiten zu qualifizieren, ein Manko, das die meisten der Autobiografen später überwinden konnten. Die zahlreichen Versuche, arbeitenden Kindern Schulbildung zu vermitteln, beleuchtet Humphries in ihrem abschließenden Kapitel. Hier ist sehr eindrücklich, wie die Mühen gemeinnütziger Organisationen auf große Schwierigkeiten im Milieu der arbeitenden Kinder und ihrer Familien trafen und wie zentral wiederum die Erfahrung dieser Bemühungen für die Selbstwahrnehmung der Kinder gewesen sein müssen, vertraut man den Erinnerungen der Autoren. Es wird gleichwohl deutlich, dass die Industrialisierung durch den

schonungslosen Verschleiß von Kindern soziale Brachlandschaften erzeugte, deren soziale Kosten noch lange nicht ausreichend errechnet wurden. In diesem Sinne ist Humphries' Studie ein begrüßenswert politisches Buch, auch wenn die Autorin die Verbindung zur gegenwärtig diskutierten Ausbeutung von Kindern in globalisierten Wirtschafts- und Produktionsprozessen nicht heraushebt.

IIO

Die kritischen Anmerkungen möchte ich unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen. Zum einen versäumt es die Autorin, sich die Ergebnisse und analytischen Werkzeuge der Selbstzeugnisforschung zueigen zu machen, und verschenkt so die Chance, die Autobiografien auch in längeren Passagen als narrative Dokumente produktiv zu machen. So müssen kurze Zitate dazu dienen, statistische Befunde und Modelle zu bestätigen oder zu ergänzen. Wäre der narrative und wirklichkeitskonstituierende Charakter der Autobiografien stärker in die Interpretation eingeflossen, wäre es möglich gewesen, das Verhältnis von quantitativer und qualitativer Analyse, dies der zweite Kritikpunkt, klarer und nachvollziehbarer zu bestimmen. Die Autorin liest die Autobiografien vor allem in Bezug auf bestehende statistische Modelle, die sie um Einsichten in das frühe Arbeitsalter und in familiäre Strukturbedingungen ergänzt, doch analytisch nicht erweitert. So wird zwar deutlich, dass ein Industrialisierungsnarrativ – das der heldenhaften, (selbst-) ausbeuterischen Männer und ihrer Arbeit zum Wohle von Englands Wirtschaftskraft – den autobiografischen Zeugnissen nicht standhalten kann, doch lässt dieses Narrativ seit längerem Überzeugungskraft vermissen. Was wiederum die Autobiografien zu einem radikal modifizierten Industrialisierungsnarrativ beitragen könnten, bleibt auf der Ebene der gelegentlich sehr eindringlichen Andeutungen verfangen. Dazu hätte drittens auch, und ich möchte in Anbetracht dieses Buches sagen, vor allem, die Einbeziehung von Mädchen und

Frauen gehört. Deren wenige autobiografische Zeugnisse klammert Humphries explizit aus, nicht, weil sie unwichtig wären, wie sie betont, sondern um das Material einzugrenzen. Damit bleibt das Bild notwendig rissig, denn wie vierzig Jahre Geschlechtergeschichte weltweit zeigen, ändert die analytische Einbeziehung von Frauen die historischen Narrative nicht nur in Details, sondern grundlegend. Die Entscheidung, Frauen aus der Perspektive männlicher Autografen mitlaufen zu lassen und ihnen auch als arbeitenden Mädchen und Frauen die eigene Stimme zu verwehren, schmälert den Gesamteindruck des Buches.

CLAUDIA JARZEBOWSKI (BERLIN)

■ Musik in Sachsenhausen

Juliane Brauer, Musik in Sachsenhausen (Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten; Bd. 25), Berlin (Metropol) 2009, 453 S., 20 Abb., 30 Tab., 24,00 €

»Einige kannten es schon vor dem Kriege. Durch seinen finsternen, aber auch erhebenden Eindruck klingt es beinahe als ein Choral oder Hymne.« So beschreibt Karel Štancl das *Moorsoldatenlied*, das er bei den jährlichen Treffen einer Gruppe ehemaliger tschechischer Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen noch bis in 1970er Jahre gesungen hat. Die Historikerin und Musikwissenschaftlerin Juliane Brauer hat in ihrer 2007 an der Freien Universität Berlin verteidigten Dissertation nun die Dimensionen und Vielschichtigkeiten von Musik und Gesang im Konzentrationslager Sachsenhausen untersucht. Brauers Arbeit beschäftigt sich mit befohlener, verbotener und selbstbestimmter Musik sowohl im 1936 eingerichteten Stammlager als auch in dreien der ab 1942 eingerichteten, insgesamt über hundert Außenlagern.

Zahlreiche Lieder, Gedichte, Kompositionen, Zeichnungen und andere Artefakte entstanden in den nationalsozialistischen Zwangslagern. Viele dieser Werke sind zer-